

Von Monat zu Monat : soziale Arbeit in der Armee und ihre geistigen Grundlagen : 1914-1964

Autor(en): **Kurz, H.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Fourier : offizielles Organ des Schweizerischen Fourier-Verbandes und des Verbandes Schweizerischer Fouriergehilfen**

Band (Jahr): **37 (1964)**

Heft 11

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-517676>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



VON MONAT ZU MONAT

Am Festakt zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Verbandes Schweizer Volksdienst — Soldatenwohl, die am 11. September auf dem Bürgenstock stattfand, sprach der Verfasser unserer Rubrik «Von Monat zu Monat» über das Thema «Soziale Arbeit in der Armee und ihre geistigen Grundlagen 1914—1964». Wir glauben, dass dieses Referat, das mannigfache Berührungspunkte zu unserer Arbeit aufweist, unsere Leser interessieren dürfte. Redaktion

Soziale Arbeit in der Armee und ihre geistigen Grundlagen 1914—1964

Gedenktage eines bedeutenden Jubiläums, wie wir es heute miteinander begehen dürfen, sind nicht nur Tage der Feier, sondern auch Tage der Besinnung. Wir erleben dieses Besinnen auf wichtige Geschehnisse heute im Grossen, indem wir der 50. und der 25. Wiederkehr der Tage gedenken, in welchen zwei mörderische Weltkriege ausgebrochen sind, die das Bild unserer Welt von Grund auf umgestaltet haben. Wir haben allen Anlass, uns auf diese Geschehnisse zu besinnen und uns darüber Rechenschaft zu geben, was sie uns bedeuten. Wir dürfen es in Dankbarkeit tun, für die wunderbare Bewahrung, die unserem Volk widerfahren ist. Sie muss uns Verpflichtung sein, dass wir uns ihrer würdig erweisen.

Im Schatten der weltbewegenden Geschehnisse, aber nicht ohne innern Zusammenhang mit ihnen, steht das grosse Werk der Fürsorge für unsere Soldaten, zu dessen besonderem Gedenken wir heute zusammengekommen sind. Unsere Schweizerische Soldatenfürsorge und namentlich ihr wichtiger Zweig der Soldatenstuben, sind Schöpfungen des ersten Weltkriegs. Dieser Krieg brachte zum ersten Male in der schweizerischen Geschichte das längere Heraustreten unserer Armee aus dem reinen Milizverhältnis zum aktiven Heer. Bald zeigte es sich nun, dass die Miliz in mancher Hinsicht den Anforderungen eines länger dauernden Dienstes nicht in allen Teilen gewachsen ist; namentlich bereitet ihr die längere Präsenz grosse Schwierigkeiten.

Wir müssen schon hier feststellen, und werden es bei der Betrachtung der letzten 50 Jahre unserer Wehrgeschichte immer wieder sehen, wie sehr die Miliz die zentrale Erscheinung unserer Heeresgestaltung ist, die bestimmend ist für alle unsere militärischen Einrichtungen. Vor allem ist die Miliz eine Wehrform der kurzen Dienstzeit; wo sie aus ihr austritt, stellen sich sofort neue und grosse Bedürfnisse. Gerade an der Gestaltung der sozialen Institutionen der Armee zeigen sich immer wieder die engen Wechselwirkungen zwischen der Miliz und unsern militärischen Einrichtungen.

Auf den Ersten Weltkrieg war niemand richtig vorbereitet, die Kriegführenden so wenig wie jene, die, wie wir, ausserhalb standen. *Politisch*: über die Kriegsziele bestanden keine klaren Begriffe, das hilflose Wort Wilhelms II., «das habe ich nicht gewollt», zeigt auf erschütternde Weise, wie die Mächte in einen Krieg hineingeschlittert sind, von dem sie keine Vorstellung hatten, und den sie eigentlich nicht wollten. *Wirtschaftlich*: nirgends bestand eine Vorsorge für eine länger dauernde Kriegszeit, und vor allem *Militärisch*: die Generalstäbe der Welt lebten in einer im Grunde noch im napoleonischen Denken verhafteten Auffassung vom Krieg, die im Krieg von 1870/71 ihre letzten und reichlich blutigen Triumphe gefeiert hatte. Man hatte die neuen Entwicklungen nicht gesehen, oder nicht sehen wollen, die sich angebahnt hatten: im amerikanischen Sezessionskrieg, wo erstmals in der modernen Zeit Formen eines ausgeprägten Wirtschaftskrieges mit Blockade, Aushungerung und wirtschaftlichen Zerstörungen aller Art aufgetreten waren. Und im Russisch-Japanischen Krieg, wo sich die unerhört abstossende, das heisst defensive Wirkung der modernen automatischen Waffen, der Maschinengewehre, geltend gemacht hatte. Wie es der materialistischen Denkweise der Zeit entsprach, suchten die Generalstäbe der Grossmächte den Krieg in einer bis in alle Details gehenden Planung zum voraus festzulegen: Frankreich hatte seinen bekannten Plan XVII, und in Deutschland hoffte man auf den noch berühmteren Schlieffenplan, dessen an sich geniale Konzeption geradezu als das Rezept für das siegreiche Bestehen des für Deutschland unvermeidlichen Zweifrontenkrieges galt. Aus solch mechanischem Plandenken heraus glaubte man den Krieg zum voraus berechnen und bestimmen zu können — und man war vollkommen hilflos, als die Geschehnisse einen andern Verlauf nahmen. Niemand rechnete mit einem langen Krieg, und darum war dafür auch keine Vorsorge getroffen. «Im Herbst, wenn die Blätter fallen», glaubte man wieder zuhause zu sein.

Wollen wir unter solchen Verhältnissen unserer schweizerischen militärischen und politischen Führung einen Vorwurf machen, dass auch sie nicht an einen längeren Krieg geglaubt und keine Vorsorge für einen solchen getroffen hatte? Man hoffte in der Schweiz, mit der hergebrachten Milizordnung durchzukommen und sah sich nicht zu aussergewöhnlichen Massnahmen veranlasst. Dies schien in den ersten Wochen des Aktivdienstes durchaus zu gehen. Damals rückten rund 220 000 Mann ein, die sich in erfreulicher innerer Bereitschaft an ihre militärische Aufgabe machten. Da es dem Lande bisher wirtschaftlich sehr gut gegangen war, jeder seinen Arbeitsplatz hatte und wohl auch jeder einige Ersparnisse besass, stellten sich vorerst keine besonderen Probleme.

Bald zeigte es sich aber, dass der Krieg länger dauern werde, als man erwartet hatte. Da keine der Kriegsparteien ein entscheidendes Übergewicht zu erringen vermochte, kamen die Operationen zum Stehen. Dass man dabei vom «Wunder der Marne» sprach, welches den Umschwung brachte, zeigt, wie wenig man damit gerechnet hatte. Immer mehr verhärteten sich die entscheidenden Fronten; trotz gewaltigster Anstrengungen, einem bisher nie erlebten Einsatz von Menschen, Artillerie, Giftgasen und zuletzt auch von Panzern, trotz Millionen von Toten, gelang keiner der Parteien mehr der kriegsentscheidende Schlag. Erst das Erscheinen der Amerikaner auf dem europäischen Kriegsschauplatz — womit der bisher europäische Krieg zum Weltkrieg wurde —, erst als der erbarmungslose Blockadekrieg das Hungergespenst in das deutsche Volk getragen hatte und erst als die Wühlarbeit der kommunistischen Revolutionäre die innere Front zum Wanken gebracht hatte, musste Deutschland im November 1918 nach mehr als vierjährigem Ringen den Kampf einstellen.

Als es gegen den ersten Kriegswinter ging, begann man *bei uns*, die neuen Aufgaben zu überblicken, welche der länger dauernde Aktivdienst brachte. Man erkannte jetzt die Entwicklungen, die in den 4 1/2 Jahrzehnten des Friedens seit den Grenzbesetzungen von 1870/71 eingetreten waren. Die Soldansätze der Armee waren immer noch ausgerichtet auf eine Bauern- und Bürgerarmee, deren Angehörige eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit hatten — aber gerade in jener Zeit hatte die zunehmende Industrialisierung des Landes den Anteil der finanziell viel empfindlicheren Lohnempfänger stark ansteigen lassen. Eine im Jahre 1909 begonnene Anpassung der Soldansätze war 1914 noch nicht realisiert, so dass die Armee noch mit den Ansätzen von 1885 in den Aktivdienst eintrat. Somit erhielt der Soldat 80, der Gefreite 90 Rappen und der Korporal 1 Franken Sold. Wenn auch der Realwert dieser Leistungen viel höher liegt als er heute läge, erwiesen sie sich doch mit zunehmender Dauer des Aktivdienstes immer mehr als ungenügend. Denn nicht nur trat im Verlaufe des Krieges sehr bald eine fühlbare Teuerung ein, auch wurden mit fortschreitender Dienstdauer die sozialen Lasten der mobilisierten Soldaten immer drückender. Für jene, die kein Ersparnis hatten und die keine freiwilligen Zuwendungen ihrer Arbeitgeber erhielten, bedeutete der bescheidene Sold die einzige Einnahme, mit der sie ihre Familien durchbringen konnten. Wohl hatte die MO von 1907 die Einrichtung der Notunterstützung für Wehrmänner gebracht, deren Leistungen ausdrücklich nicht als Armenunterstützung behandelt werden durften. Aber die Ordnung der Notunterstützung vermochte nicht zu genügen — weniger darum, weil ihre Leistungen an sich ungenügend gewesen wären, als wegen der äusseren Formen, unter denen sie in Anspruch genommen werden mussten, die eben doch den Armengeruch nicht ganz los wurden und die darum von vielen Soldaten als entehrend empfunden wurden.

Ein weiteres, in seiner Art für die Armee neuartiges soziales Bedürfnis stellte sich aus der *Unterbringung der Truppe*. Als es dem ersten Aktivdienstwinter entgegenging, wurde es immer deutlicher, dass die Truppenunterkünfte für die kalte Zeit nicht genügten. Die strategische Lage der Schweiz hatte es mit sich gebracht, dass die in der vordersten Front an der Grenze stehenden Truppenteile der Armee sehr eng im West- und Nordwestzipfel des Landes, also in der Jurafront, konzentriert werden mussten, wo es an Unterkünften bitter mangelte. Diese mochten zur Not ausreichen als Schlafstätten — aber als Lebensräume für die Mannschaft, wo sie ihre freie Zeit, vor allem die langen Winterabende, verbringen konnte, was in der langen Dienstzeit besonders wichtig war, waren sie schlechterdings ungenügend. Zwar war der Schweizer Soldat jener Zeit in dieser Hinsicht wirklich nicht verwöhnt: unsere damaligen Kasernen waren Musterbeispiele einer geradezu trostlosen Nüchternheit, in denen an menschliche Bedürfnisse der Mannschaft überhaupt nicht gedacht wurde. Der Soldat sollte möglichst rasch ausgebildet werden — er sollte schlecht und recht essen und schlafen können, aber für mehr war nicht gesorgt. Es gehörte zu den eidgenössischen Selbstverständlichkeiten jener Zeit, dass der Soldat seine Freizeit im Bierdunst und Stumpenrauch des Wirtshauses zu verbringen hatte. Manch einer hat hier das Wirtshaushocken gelernt! Das mochte bei den kurzen Friedens-Dienstzeiten zur Not angehen — der Aktivdienst stellte doch höhere Ansprüche. Nicht nur brachte es der lange andauernde Zusammenzug einer grossen Truppenzahl in einem engen und relativ wenig besiedelten Gebiet mit sich, dass die spärlichen Gaststätten dauernd überfüllt waren. Auch machten sich, im Verlaufe des Dienstes, die Teuerung und die sozialen Lasten bei vielen Soldaten immer mehr fühlbar und erlaubten es ihnen einfach nicht mehr, ihren ganzen Sold, vielfach ihr einziges Einkommen, in die Gastwirtschaften zu tragen.

Aus solchen Bedürfnissen ist im Spätherbst 1914 das *segensreiche Werk der Soldatenstuben* entstanden, dessen Existenz sich heute zum 50. Male jährt. Sie kennen seine Geschichte und ich möchte Sie nicht mit Zahlen und Detailangaben über den sehr steilen Aufstieg behelligen, den das Werk bald nach seiner Gründung erlebte. Diese ausserordentliche Entwicklung, die bald die Zahl von 1000 Soldatenstuben erreichte, zeigt nicht nur, welchem gewaltigen Bedürfnis das junge Sozialwerk entsprach, sondern sie lässt auch deutlich erkennen, wie sehr in seiner Gestaltung von Anfang an der richtige Weg gefunden worden ist. Es war ein Weg, der der besonderen Lage und den besondern Bedürfnissen unserer Truppen entsprach — es war eine ausgesprochen schweizerische Lösung, deren höchste Bewährung darin liegt, dass sie die Jahre überdauert hat und ohne grundlegende Änderungen heute noch fortbesteht.

Ich möchte an dieser Stelle der *Pionierleistung* gedenken, die in der Schaffung des Werkes lag. In allen bedeutenden Errungenschaften der Menschheit findet immer wieder die Pioniertat unsere staunende Bewunderung. In der zündenden Idee, dem mutigen Planen, dem herzhaften Beginnen und dem standhaften Vollenden einer Tat, die bisher ungetan war — in diesem einsamen Vorangehen durch unbekanntes Gelände liegt eine Leistung, die hoch über den Nachfahren steht. Die Überfliegung der Alpen, oder die Besteigung des Matterhorns gehören heute wohl zu den Alltäglichkeiten — von jenen aber, die diese Leistung als erste erbracht haben, wird man immer wieder sprechen. — Die leuchtende Idee, der Mut und die beharrende Kraft zur Schaffung des Werkes der Soldatenstuben gehört zu den bedeutenden Pionierleistungen unserer Geschichte. Den Frauen, die mit bescheidensten Mitteln diese Tat erfüllten, vorab der Seele des Ganzen, Frau Dr. Züblin-Spiller, gebührt heute nicht nur unser Dank, sondern unsere vorbehaltlose Bewunderung.

Als Soldaten sind wir beschämt, in den Berichten dieser Frauen aus der Schöpferzeit immer wieder ihren Dank an die Armee und an die militärischen Kommandostellen zu finden. Die militärischen Stellen, so heisst es hier stets aufs Neue, hätten grosses Verständnis für ihre Anliegen gehabt und hätten dem Werk ihre wohlwollende Unterstützung geliehen. Liegen aber die Dinge nicht gerade umgekehrt? Liegt es wirklich an den Schöpferinnen des soldatischen Hilfswerkes, der Armee für ihr Wohlwollen zu danken, hätte nicht viel mehr die Armee allen Anlass gehabt, diesen Helferinnen zu danken, die aus selbstloser Einsicht, ganz von sich aus, eine Aufgabe übernommen haben, die eigentlich doch eine ureigene Aufgabe der Armee gewesen wäre?

Natürlich hat die Armee dem Werk ihren Dank nicht vorenthalten. Sie hat ihm gedankt, in der trocken-sachlichen Weise, wie schweizerische Männer den Frauen zu danken pflegen — mehr nur indirekt, indem sie sich haben anmerken lassen, wie froh sie über die Hilfe waren. Darum will es mir scheinen, dass der heutige Tag der Anlass sei, laut und deutlich der Dankbarkeit der Armee Ausdruck zu geben!

In diesem selbstlosen, unaufgeforderten Eintreten der Gründerinnen für eine Sache, von der sie sich mit guten Gründen sagen konnten, dass sie eigentlich der Armee obliegen würde, möchte ich den wohl schönsten Ausdruck schweizerischen Milizdenkens erblicken. Die Miliz bedeutet für uns ja nicht nur die äussere Form, in der wir die allgemeine Wehrpflicht organisatorisch gestalten; Miliz ist eine geistige Haltung, ein inneres Mitgehen und sich verantwortlich fühlen der ganzen Nation für die Idee der Landesverteidigung. Aus diesem Gefühl der Verantwortung für das Staatsganze heraus ist das schöne Werk der Soldatenstuben, dem später noch eine eigentliche Soldatenfürsorge angegliedert wurde, entstanden. In diesem, aus bestem schweizerischen Milizdenken

erwachsenen Werk, liegt die heute noch tragende Grundlage der umfassenden sozialen Landesverteidigung unserer Zeit, die wir als eine der vier Säulen der modernen totalen Landesverteidigung erkennen.

Es wäre aber ungerecht, wollte ich nur von den Gründerinnen des Werkes sprechen. Nicht nur die eigentlichen Verantwortlichen an der Spitze haben eine Pioniertat vollbracht — wenn auch naturgemäss diese Tat im hellsten Licht steht. Jede Einzelne der vielen tausend Mitarbeiterinnen haben in den Aktivdienstjahren und seither ihr Bestes gegeben; jede hat an ihrem Platz eine kleine Pioniertat vollbracht. Es bedurfte des vollen Einsatzes und der Hingabe Aller, damit das Ganze gelingen konnte. Darum gebührt heute allen der Lorbeer des Erfolges und der Dank der Beschenkten.

Ein gütiges Geschick hat unserer Armee in den beiden Weltkriegen die letzte Probe erspart. Es ist ihr beide Male gelungen, durch ihr blosses Vorhandensein als militärischer Faktor ernst genommen zu werden und damit jeden potentiellen Angreifer von der Sinnlosigkeit eines Angriffs auf unser Land zu überzeugen. Damit haben wir das höchste Ziel erreicht, das dem Neutralen gesteckt ist: dem Lande den Krieg zu ersparen und ihm Frieden und Freiheit zu erhalten.

Von den Frauen, die sich in den Dienst der Hilfe an die Soldaten gestellt haben, waren jedoch in beiden Kriegen Lagen zu bewältigen, die durchaus als «Ernstfall» gelten mussten. Ihre Hilfe wurde mit zunehmender Dauer des Aktivdienstes immer dringender und anspruchsvoller. Die politische Lage im Lande war durch den Graben zwischen Deutsch und Welsch und durch unliebsame Affären immer gespannter geworden. Die Wirtschaftslage wurde von Jahr zu Jahr drückender; es begann sich nun zu rächen, dass praktisch keine wirtschaftlichen Vorsorgen getroffen waren und mit reinen Improvisationen versucht werden musste, den wirtschaftlichen Folgen, die Blockade und Gegenblockade und der bald zum totalen U-Bootkrieg ausgeartete Krieg auf den Meeren auch für uns Neutrale hatten, zu begegnen. Neben den wirtschaftlichen stiegen auch die finanziellen Schwierigkeiten an und drückten auf die Stimmung, die viele im Alkohol zu überbrücken suchten. Der äussere Wechsel vom Blau und Rot der Uniformen zum Feldgrau trat auch in der Stimmung in der Armee ein, die mehr und mehr auf grau wechselte.

Diese äusseren Wandlungen brachten *der Armeeführung Belastungen*, denen sie nicht in allen Teilen gewachsen war. Es entstanden neue und bedrängende Aufgaben, an die man bisher kaum gedacht hatte, und auf die man nicht vorbereitet war. Die an der Spitze unserer Armee stehenden Persönlichkeiten sahen, wie es der Auffassung der Zeit entsprach, in der Bewältigung des Aktivdienstes eine betont militärische Aufgabe. In ihrem militärischen Bereich waren sie untadelige Fachleute, deren Kompetenz sogar internationales Ansehen hatte. Aber die neuen Anforderungen des Aktivdienstes reichten bald über die hergebrachten Begriffe des rein Soldatischen hinaus. Ich denke an General Wille: als Soldatenerzieher von aussergewöhnlichen Gaben hatte er die Armee aus der Schlampigkeit der kantonalen Bürgerkontingente herausgeführt zur tauglichen Miliz. Es tut seiner Gesamtleistung sicher keinen Abbruch, wenn ich das historische Verdienst Ulrich Willes weniger im Bestehen der Kriegsjahre 1914/18, als vor allem in der Erziehtätigkeit erblicken möchte, die dem Aktivdienst vorausgegangen ist. In dem bedeutenden schriftstellerischen Werk Willes ist sehr viel von Disziplin und Gehorsam, von «hochgespanntem Ehrgefühl» und «männlichem Wesen» die Rede — aber kaum je von der Seele des Soldaten. Und diese Seele des Soldaten war es, die in den schweren Aktivdienstjahren immer deutlicher ihre Rechte forderte.

Es ist immer wieder der Betrachtung wert, wie sehr der Ruf nach dem materiellen und nach dem geistigen Beistand für den Soldaten zusammengehen. Diese auffallende Parallelität der beiden Bedürfnisse ist in den letzten 50 Jahren immer wieder deutlich geworden. Wir sehen darum schon in der frühen Zeit des Aktivdienstes 1914/18 auch die ersten, vorerst noch tastenden und suchenden Anstrengungen zu einer *geistigen Betreuung des Soldaten*. Die Neue Helvetische Gesellschaft stellte sich in den Dienst dieser Aufgabe, die schöne Erfolge erzielte, wenn ihr auch die Durchschlagskraft noch versagt blieb, die sie dann im Zweiten Weltkrieg erreichte.

In diesem Zusammenhang scheint mir besonders wichtig zu sein, dass auch in der Schaffung der Soldatenstuben sicher nicht nur eine rein materielle Hilfe lag. Wohl waren die hier gebotenen Vorteile einer billigen und guten Verpflegung erste Voraussetzungen ihres Erfolges. Aber die Soldatenstuben waren von Anfang an, und sie sind es heute nicht minder, bei weitem nicht nur Verpflegungsstätten. Darüber hinaus erfüllen sie viel höhere Aufgaben. Die Soldatenstuben sind Orte menschlicher Geborgenheit, sie sind die Oasen behaglicher, menschlicher Wärme inmitten der männlich rauen Soldatenwirklichkeit. Es sind geschützte Refugien, in die sich der Einzelne vor dem Zwang des soldatischen Müssens zurückziehen kann, um für eine kleine Weile des Tages sich selber zu sein. Die Soldatenstube ist die gute Stube der Armee — unser Dienstreglement hat den Wert solcher Zurückgezogenheit sehr wohl erkannt und gewährt ihr denn auch seinen ausdrücklichen Schutz!

Aber wir sollen nicht übersehen: die Soldatenstuben sind nicht aus sich selbst heraus das geworden, was sie sind. Es bedurfte des beseelenden Geistes in jedem einzelnen dieser Refugien — es bedurfte der fraulichen Wärme und Hilfsbereitschaft, welche die Räume erfüllten, und sie zu der Stätte menschlicher Geborgenheit machten, nach der sich auch der rauhste Krieger sehnte. Tausende von selbstlosen Schweizer Frauen haben in tugendhafter Hingabe immer wieder diese Männersehnsucht erfüllt, und sich den höchsten Titel verdient, der einer Frau zukommt: der Mutter! Allen schweizerischen Soldatenmüttern sei dafür Dank gesagt!

Den Belastungsproben, denen das Werk gegen Kriegsende, in den dunkeln Wochen des Spätjahres von 1918 unterstellt wurde, verlangten das Äusserste. Das Gift des politischen Umsturzes, das auch in unser Land floss und unser Heer zu unterhöhlen drohte, zwang zu rigorosem Eingreifen von Regierung und Armee, und die grausame Grippeepidemie verlangte von den helfenden Frauen einen Einsatz, der neben der Aktivdienstleistung des Soldaten nicht zurücksteht.

Fortsetzung folgt.